

retismus hat in erster Linie den warte besonders warm rankt. Die Hoffnungen die sind ziemlich grob. dition des Jahres 1874 berichritten. Ebenso die gerabe aus den letzten große Gismassen gelesen n, mit den Strömungen ist die Wahrscheinlichkeit Schiff auf Gischiffahrt e Schiff Manseus, der in die Gismassen gömlich in Ausdicht genominen schiff noch ganz anderen über das harte Schiff : Expedition sagte: Er den Gispresungen fest- ohem Seegang machen." inipolar-Gebiet, das an als Europa ist, ein der ob dort alles in ch auflöst. Wir kennen Polarzirkel: Graham- und Peterinsein. 1841 s schneebedeckten Landes, e und Vulkane besitz: b unzusammenhängender n Wikkeland zusammen- ralien zu Gnderby, und en ist es ungewiß, ob es ufer eines antarktischen en größeren Festlands- , z. B. Tiefsee-Boden- Gesteine, die sonst zum Sneis u. f. w., und die jen. Auch die Wind- großen Kanbmassen sich uren erheblich niedriger, rebens, sie deuten daher die Winde abströmen- nmenhängendes Festland en längst verfloffenen nmenbrach und verjankt also vorläufig nicht als Gise vorerst eine zweite det werden. Mit Hunde e zur Entdeckung des t der Herbst 1902 aus- ung" herrscht, allerdings hie Polarlande werden herübergebracht, und in t. Die Küstentlinien und Wagg in Bärich Schittenteile wird im /3, die Station verlassen, en zu verfolgen. Wichtig: e zweiten Ueberwinterung nach der Lage der Dinge ährend für die Abholung Station in anderer Weise

gen Instrumenten und s ist zu erfordern: Die i organische Leben, das in yen, die die Westseite des is unbekanntes Gegenben isgleiche im Hauptgesteln

besonders ausläßtreich stehenden Stationen die iger Expeditionen, von englische, gesichert ist. sten aus, die Nistüste Südpol vordringen. In ön vorbereitet, und eine Nordenschild, dem Nissen

Stadter warum diese Bezeichnung, wohl aus dem Grunde, um die Bedeutung keines Wortes hinter dem ansehend geringeren zurücktreten zu lassen, angeregt haben; doch hat ihr gelehrter Versuch seitdem kaum Gesehigkeit gefunden. Man wird des Verdachtes nicht frei: die sonst recht aristokratisch gestimmten Kunstblätter haben die Worte mehr aus Vorliebe für ein gewisses geizt-vornehmes Auftreten als aus subtiler Kunst-empfindung so demokratisiert. Haben diese zarten Herren, die immer Goethe im Munde führen, ganz die derben Schläge ver- geben, mit deren Goethes Mutter, diese prachtvoll natürliche Frau, in einem der unergleichen Briefe an ihren "Häselhans" ähnliche orthographisch-paradoxe Neuerer für immer aus dem Kunsttempel trieb? Sie würde, denke ich, auch zu den snobhaften Theorien, die da breitpurig vorgetragen werden, bedenklich das kuge Haupt geschüttelt haben. Die "Blätter für die Kunst" predigen noch einmal, wir hoffen zum letzten Mal, das Part pour Part. Sie scheiden im voraus kurz alles "Staatliche und Gesellschaftliche aus" und überlassen es einer "verbrachten und minderwertigen Schule", die einer fälschen Auffassung der Wirklichkeit entsprang. Die älteren Dichter — heißt es in der Einleitung — "schufen ihre Werke als Stücke einer Weltanschauung; auch die Chroniken der Freien konnten ohne den sittlichen Dekadenz, jene abstoßende, behäbige Pracht, nicht auskommen." Diese fehlt allerdings keinem von Sophokles bis zu Shakespeare und Ibsen, dem längst überholten, der das Dichten keineswegs ästhetisch als Gesunden von gewichtlosen Geweben aus Worten", sondern auch als ein "Sich selber Nichten mit unbarmherziger Stirn" charakterisierte. Die andern Besätze sind nicht minder heiter. Da heißt es: "auf den Volkston hinzuweisen wäre gerade so verkehrt, als auf Orichentum und Mittelalter, denn er liegt uns in gleicher Weise fern. Hält man uns die Dichtung von Bauern entgegen: mit gleichem Recht könnte man aller Welt- weisheit die Kernsprüche des Volkes entgegenhalten. "Dies sei uns noch immer Anfang und Ende: Von der Kunst zu reden . . . Denen, die jetzt zur allgemeinen Umkehr mahnen, ist der Blick so getrübt, daß man ihnen raten muß: sieben Jahre über nichts nachzudenken als über das: warum ein Gedicht schön sei als ein gleiches sagende Rede . . ." Das ungefahr ist der Ton, in dem hier viele Kleinbedruckte Selten lang orakelt wird. Er ist uns nicht neu. Wer einmal den Lehrbrief Verlaines gelesen hat, kennt ihn. Soll man darauf Ernsthaftes erwidern? Nach der "Revolution der Literatur" in den achtziger Jahren, da wußte Stilllosigkeit das Ende aller Künste befürchten ließ, mochte solche Mahnung durch einen Schimmer von Berechtigung manche verlocken. Wer aber heute, wo nicht bloß das nationale, sondern das Stammesbewußtsein immer mehr erstarkt, noch nicht erkannt hat, daß nicht im höchsten Abschließen in eine lächerlich-nenge Welt, sondern im kräftigen Aufsuchen des Volkstümlichen das Heil liegt, dem ist nicht zu helfen, auch wenn er flehzig Jahre darüber nachdenkt, "warum ein Bildwerk schöner sei als die treuere Wachsform." Und wie sehen nun die Gedichte aus, die keinem Erlebnis, sondern solchen Wertsprüchen ein blaßes Dasein danken? Nun, es sind kalte, gan, unbeseelte Puppen, künstlich drapiert mit einem schillernden, schimmernden, weichen Mantel von Worten. Es sind Gedichte, die keine Kraft, keinen Kampf, keine Liebe, keinen Groll, sondern nur etwas unfähig Schmeichelndes, Streichelndes haben. Es sind, wie diese Herren sagen würden, seidene Gedichte. Der Ausdruck "Seide" selbst lehrt, und das ist bezeichnend, in allen Maneren bei ihnen immer wieder. Es ist das gebelme Lösungswort des über ganz Deutschland gestreuten Bundes der Heimlichen. Ich habe bei Stefan George, dem Oberhaupt der Seidenweisse, purpurne, mattblaue und Seide von jeder andern Farbe gefunden. Die Herrin, deren Finger wie Mandelblüten duften, läßt er am liebsten auf einem Thron von greller, gelber Seide "mit Quade winken"; er hält sie in mondfarbene Gagelei oder habet sie in "Seidenwellen". Der sie umschwärmen Ritter oder "Kaiser" ist nicht minder ausgestattet, jumeist im welchgeflückten Mantel mit goldenen Falten. Also gewandelt, singt er etwa, kleingedruckt:

Lilie der auen!
Herrin im rosenhag!
Sich daß ich mich freue,
Daß ich mich erneue
An deinem gnadenreichen Ordnungstag.
Mutter du vom licht,
Milde frau der frauen,
Weise deine güte
Kindlichem gemüte
Das mit graß und moos dein bild umsticht."

Solche Strophen sind in ihrem zarten Klang, einzeln betrachtet, nicht ohne prellösen Reiz. Aber ein ganzes Buch dieser milden, müden, dieser "seidnen" Löhne, die niemals einen Ausflucht, höchst-nd ein stillerles Zeugnis ahnen lassen, ist nicht zu Ende zu bringen. Dabei scheint dieses Gedicht noch etwas der allgemein-menschlichstentl. Sonst wird darin nur von besondern "Dämmerempfindungen" im Ampellichte geküßert. In den Sammlungen Georges, den "Hymnen", "Wälgersfahrten", "Hängenten Gärten", "dem Jahr der Seele", dem eben für wenige edierten, mit feinerer Pracht, wie solche wohl noch keinem Lyriker der Weltliteratur zuteil gewordenen, ausgestatteten

*) Verlag von Georg Bondi, Berlin.

Wie eine gute plant und spiant.
Wenn das kein zu betrauerndes Schicksal ist! Und es ist nicht einmal das tragischste, das von Dichtern dieses Kreises behandelt worden! In den beiden jüngsten Meisterbüchern: "Mir zur Feier" (Gedichte von Rainer Maria Rilke*) und "Schönheit" von Richard Schaukal**) fluchen noch mehr Thränen um noch nichtigere Dinge. Rilke und Schaukal sind Heimatgenossen, junge Disterreicher — wie diese Richtung überhaupt in Osterreich Wurzel gefaßt hat. Bedenkt man der beiden natürlich-fröhliche Anfänge, so möchte man ihnen jetzt zurufen: "Es thut mir in innerer Seele weh, daß ich euch in der Welt schickte!" Besonders um Rilke, dem jungen Prager, muß einem bange werden. Er ist der Schtisten einer. Er hat wirklich eine Lieberseele! Er verfügt über einen Reichtum der musikalischen Gestaltung wie kaum ein zweiter. Seine Verse haben — hier darf man es sagen — "Blütenweicheit und eine gewisse stockige Grazie. Zarte Stimmungen, Abendlandschaften zumal, hat er vollendet gegeben. Junge Mädchen — er ist der Post der "seidenreinen" Mädchenphysik — die beim Avemaria-läuten mit gefalteten Händen dastehen, in die Sonne blickend, alte Leute, die vom Hübe heimkehren und einem fernem Liebe tauschen, dann wieder junge Liebespaare, die stumm vor Glück zu Boden sehen — solche Stimmungen zwischen Tag und Traum sind ihm wunderbar gesüßt. Er hat die Melancholie des slavischen Volksliedes mit seiner eigenen sinnenden Art auf das reizendste verbunden. Man erinnere sich nur an eines seiner Gedichte aus früherer Zeit, da er sich noch nicht "Rainer", sondern ein böhmen weniger pretiös "Manda" nannte, an dieses etwa:

Volkswaise.

Wenn ein Kind lacht
Singt beim Kartoffelkäten,
Klingt dir sein Lie im späten
Traum noch der Nacht.
Magst du auch sein
Weit übers Land gefahren,
Fällt es dir doch nach Jahren
Stets wieder ein.

Auch den neuen, von Heinrich Vogeler-Worpswebe sehr zart umrahmten Gedichten fehlt es nicht an solchen volkstümlich- schlichten Tönen. In den "Liedern der Mädchen", den "Engel- Liedern", den "Gebeten der Mädchen zur Maria" sind manche völlig reife, runde und selbständige Stücke. J. B. folgendes:

Ich ich die Gassen entlang,
Da sitzen alle die braunen
Mädchen schauen und schauen
Hinter meinem Gang.
Bis eine zu singen beginnt
und alle aus ihrem Schweigen
sich lächelnd niederlegen:
Schwestern, wir müssen ihm zeigen
wer wir sind."

Doch herrscht das Einfache leider nicht vor. Auch Rilke besitzt das Vokabular der "Feinsten" und "Auserlesenen". Er treibt einen ganz respektablen Aufwand mit grauer, weißer und dunkler Seide. Er läßt eine Mädchenseele ihr müdes Leid "seiden am Lebensran weiterblühen". Er läßt Mosen singen. Er lehnt die umlaubte Stirn an das "Leben". Er verneigt Hände mit blinden Segeln und die Mädchen mit Kähen, gebunden an die Ufer der Stunden. Der Garten beginnt bei ihm "sich der Güte hinzugeben". Der Abend ist sein Buch — das kennzeichnet diese besessenen Dichter. Alterson steht gern von den Büchern in die Natur; Rilke sieht in der Natur noch immer das Buch, natürlich "die Deckel purpurn in Damast". Und er verspricht uns für die Zukunft noch mehr. Er möchte werden "wie die ganz Gehelmen". Er will "mit Worten wie mit Wipfeln rauschen". Wäge Rilke von dem allen abstecken. Er hat es nicht nötig, mit fremden Worten zu rauschen. Er hat eigenes Gold genug, um nicht mit erborgtem die seidenverlegerten Traumschlösser bauen zu müssen. . . . Lieber dem Werke Schaukal weht das seidene Banner diesmal völlig, obwohl er sich dagegen verwahrt, einer Kunst anzugehören. Schon das Motto seines Buches lautet: "Das Land der Griechen mit der Seele suchend." Alle unsere Lieblinge, die Seide, das Leben (wie oft!), Schwäne, Gärten, Pagen, auch die Thränen sind wieder da. Die "Madelungen und Pastelle" — Platen u. a. gewulmet — sind ganz in der Portrait-Goldschnittmanter Georges. Das Gedicht "der Traum" ist nach Hofmannsthal's "Traum von großer Magie" empfunden. Schaukal hat heuer allerliebste Chansons im "Simplicissimus" veröffentlicht. Warum verließ er diesen fröhlichen Weg, um seine "Herrenmatur" zu entdecken und dabei die eigene zu verlieren? Hat er sich erinnert, daß auch sein Meister von manchen Snobs als Erwecker adeliger Kunst gepriesen wird. Aber wie anders klingt es bei dem Parathustra-Sänger:

"Du stilles Himmelsdach, blau-licht, von Seide,
Wie schwebst du schirmend ob des bunten Bau's.
Den ach — was sag' ich? — lie, fürchte, uride . . .
Die Seele wahrlich trant' ich gern ihm aus!
Gib ich sie so zurück? —
Nein, still davon, du Augen-Wunderweibel
— mein Glück! Mein Glück!

*) Verlegt bei Georg Heinrich Meyer, Berlin 1900.
**) München, Verlag der Deutsch-französischen Rundschau. 1900.